

# Gewaltprävention und interkulturelle Sensibilität

Haci-Halil Uslucan

## Zusammenfassung

Es ist ein feststehender sozialwissenschaftlicher Topos, Migrationsfolgen entlang eines Defizitdenkens zu führen und dabei insbesondere Kinder und Jugendliche mit Zuwanderungsgeschichte als eine der Devianz und Gewalt ausgesetzte Risikopopulation zu sehen. Der folgende Beitrag versucht, etwas weiter auszuholen und dabei auf folgende drei Kernthemen zu fokussieren: Zunächst werden einleitend einige entwicklungspsychologische Befunde zu aggressivem Verhalten in Kindheit und Jugend skizziert. Daran anschließend werden die spezifischen lebensweltlichen Risiken und Gewaltbelastungen von Kindern und Jugendlichen mit Migrationshintergrund erörtert. Abschließend werden dann einige Präventions- und Interventionsmöglichkeiten aufgezeigt und ihre je spezifische Relevanz für die Zielpopulation diskutiert.

## Abstract

It is a constant topos of social science to reflect on the consequences of migration in terms of a deficit-oriented approach and, in doing so, to perceive children and adolescents with a migration history as a particular high-risk group for violence and social deviance. In an attempt to give a more differentiated account, this article focusses on the following three core issues: firstly, it will outline some developmental psychological findings on aggressive behaviour in childhood and adolescence. Subsequently, it will deal with specific living environment related risks and types of violence experienced by children and young people with a migration background. Finally, the author will discuss some possibilities of prevention and intervention and their specific relevance for the target group.

## Schlüsselwörter

Migrantenjugendlicher – Kulturkonflikt – Gewalttätigkeit – Entwicklungspsychologie – Intervention

## Gefährdete Jugend? Entwicklungspsychologische Dimensionen jugendlichen Gewalthandelns

Die Jugend stellt im Lebenszyklus kulturübergreifend eine besonders gefährdete Phase dar: Sie ist eine Zeit physischer (Pubertät) und psychischer Umbrüche. Generell können Jugendliche den Schutz- und Schonraum von Kindern nicht mehr beanspruchen, haben aber auch noch keine uneingeschränkt-

ten Partizipationsmöglichkeiten an der Lebenswelt Erwachsener. Sie befinden sich in einem Schwellenzustand. Jugendliche stehen häufig in einer entscheidenden Phase ihrer Identitätsbildung. Sie müssen Entwicklungsaufgaben mit altersspezifischen Mitteln bewältigen und können diese erfolgreich oder aber auch misslingend gestalten. In der Jugend wird unter anderem auch die Frage nach der persönlichen und sozialen Identität relevant, also die Frage danach, wer man ist, wer man sein kann, wer man sein will und als wer man von einer relevanten Bezugsgruppe gesehen werden möchte. Auch ist die Jugend als eine Experimentierphase anzusehen: Verschiedene Verhaltensweisen werden im Zuge der Entwicklungsaufgaben ausprobiert und eventuell nach erfolgten Reifungsprozessen wieder eingestellt. Das gilt beispielsweise auch für verschiedene Formen gewalttätiger Auseinandersetzungen.

Was dabei spezifisch Aggression und Gewalt betrifft, so ist anzumerken, dass aggressives Verhalten zu den häufigsten Verhaltensauffälligkeiten zählt: Es tritt bei zwei bis sieben Prozent aller Kinder und Jugendlichen auf (Petermann 2000). Bei einer repräsentativen epidemiologischen Studie (Döpfner u.a. 1998) wurden rund drei Prozent aller Mädchen und rund sechs Prozent aller Jungen von ihren Eltern als ausgesprochen aggressiv eingestuft. Bei einer Befragung beurteilten sich in der Gruppe der elf- bis 18-Jährigen rund sechs Prozent der Mädchen und sieben Prozent der Jungen selbst als aggressiv. Dabei scheinen jedoch hinsichtlich der Ausdrucksformen starke geschlechtsspezifische Ausprägungen vorzuherrschen: Während aggressive Akte bei Jungen eher offen und direkt in Form von physischer Verletzung und Raufereien zum Ausdruck kommen, tendieren Mädchen eher dazu, indirekte aggressive Verhaltensweisen zu zeigen, das heißt, den anderen verbal oder „relational“ zu verletzen. Mit relationaler Verletzung ist das Bemühen gemeint, die Beziehungen einer Person zu einer anderen zu zerrütten oder Gerüchte über diese Person zu verbreiten und ihr so einen Schaden zuzufügen.

Die Unterschiede zwischen Jungen und Mädchen beginnen zwischen dem vierten und dem fünften Lebensjahr und vergrößern sich nach Schuleintritt. Oft geht mit aggressiven Verhaltensweisen auch ein hyperkinetisches Verhalten einher, was häufig zu Sekundärproblemen wie Schul- und Leistungsschwierigkeiten führt. Des Weiteren sind gehäuft Aufmerksamkeitsdefizite, Depressionen und Angststörungen bei aggressiven Kindern vorzufinden, deshalb spricht die Forschung von komorbiden Störungen. Mehrfachbelastete weisen in der Regel

auch eine ungünstigere therapeutische Perspektive auf (Döpfner u.a. 1998, Petermann; Scheithauer 1998). Gerade bei Gewalthandlungen von Kindern, die aus Angst und Unsicherheit heraus begangen werden, wird angenommen, dass diese unter anderem aus geringen Ressourcen an verfügbaren Verhandlungsstrategien resultieren und Gewalt ein Ausdruck dieser Verunsicherung ist.

Wenn dieses Verhalten auf verschiedene Lebensbereiche übertragen wird, also nicht nur in der Schule, der Kindertagesstätte oder im Elternhaus auftritt, wird das gewaltförmige Verhalten insgesamt stabiler und resistenter gegenüber (positiven) Veränderungen. Deshalb sind Interventionsversuche, die Jugendliche in Kontakt zu anderen Jugendlichen mit einer Gewalt begünstigenden Lebens- und Familiengeschichte bringen (so etwa im Jugendgefängnis oder ähnlichen Einrichtungen), psychologisch eher kontraproduktiv, weil diese den betroffenen Jugendlichen kaum die Möglichkeiten geben, andere, also beispielsweise prosoziale Verhaltensweisen zu lernen, sondern eher das bisherige, von Gewalt gekennzeichnete Verhalten verfestigen.

Studien zu devianter Jugendentwicklung betrachten das Alter, ab dem eine kriminelle Tat begangen wird („age of onset of antisocial behavior“), als einen recht zuverlässigen Hinweis für eine spätere kriminelle Belastung für beide Geschlechter (Gove 1985). Was den Höhepunkt der Gewalthandlungen betrifft, so ist die Forschung eher uneinheitlich: Einigen Studien zufolge liegt er im Alter von 17 Jahren, andere beobachten das „Peak“ in der Altersphase von 15 Jahren (Moffitt 1993). Oft werden bei der Entwicklung des aggressiven Verhaltens „Frühstarter“ von „Spätstartern“ unterschieden, wobei das Alter von 14 Jahren als „Marker“ zugrunde gelegt wird (Piquero; Chung 2001). Diese beiden Gruppen zeigen deutliche Unterscheidungen sowohl was die Ätiologie als auch den Verlauf, die Prognose und die Behandlung von Gewalthandlungen betrifft.

Was die familialen Einflüsse auf die Entwicklung und Verfestigung jugendlicher Gewalthandlungen betrifft, so scheinen diese in besonderer Weise mit folgenden Aspekten zusammenzuhängen:

- ▲ einem elterlichen Erziehungsstil, der sich durch geringe emotionale Nähe und Unterstützung sowie durch elterliche Gewalt auszeichnet;
- ▲ einem hohen Ausmaß an elterlichen Konflikten, die in feindselig ausgetragenen Streitepisoden münden;
- ▲ einem wenig kontrollierenden und inkonsistenten Erziehungsverhalten der Eltern.

An dieser Stelle ist oft über *Thilo Sarrazin* geschrieben worden. Zwar hat er mit seinem neuen Buch jetzt wieder eine republikweite öffentliche Debatte provoziert, doch – genug ist genug – davon soll hier nicht mehr die Rede sein. Es gibt Wichtigeres:

Die Flutkatastrophe in Pakistan. Tausende sind ums Leben gekommen, Millionen stehen vor dem Nichts, sind von Hunger, Krankheit und Obdachlosigkeit bedroht. Und doch blieb die so oft bewiesene Solidarität der Weltgemeinschaft zunächst weit hinter dem Hilfebedarf zurück. Warum bloß? Diese Frage bewegte gerade in Deutschland tagelang die Medien.

Es gibt viele Gründe: die irritierenden Nachrichten über Islamisten und Terroristen, Korruptionsgefahr, die Frage der Zuverlässigkeit der pakistanischen Regierung. Vor allem aber kam die Flutkatastrophe „auf leisen Sohlen“. Erst nach mehreren Tagen wurde ihre zerstörerische Macht erkennbar, ganz anders als beim Erdbeben in Haiti oder dem Tsunami, die binnen Sekunden Tod und Trümmer hinterließen. So ist es wohl mit der menschlichen Natur: nur die schockartig eintretende Not rüttelt auf, mobilisiert zum Handeln. Das schleichende Verhängnis lullt uns ein. Wir haben ein echtes Wahrnehmungsproblem.

Haben Sie's gemerkt? Schon schließt sich der Kreis und wir sind doch wieder bei *Thilo Sarrazin*. Wer es gut mit ihm meint, sagt: Wir brauchen den Schock der Polemik, damit wir unsere Integrationsmängel angehen. Handlungsbedarf besteht! Diese Erkenntnis sollte zuallererst diejenigen antreiben, die sich jetzt über *Sarrazins* volksverhetzende und rassistische Äußerungen empören, ihrer eigenen politischen Verantwortung aber nicht gerecht geworden sind. Die Bildungsnachteile vieler Migrantenkinder müssen mit dem Einsatz von Geld, Personal und mit klaren Sanktionen gegen ignorante Eltern angegangen werden. Die Erfolge werden sich einstellen – und unsäglichen Erklärungsversuchen wie denen *Sarrazins* den Nährboden entziehen.

Burkhard Wilke  
wilke@dzi.de

In einigen Studien wurden darüber hinaus kleinere neurologische Defizite bereits kurz nach der Geburt bei Personen beobachtet, die später eine erhöhte Gewaltbelastung und antisoziales Verhalten aufwiesen. Der Zusammenhang von neurobiologischer Verletzung und antisozialem Verhalten ist relativ stabil und wird oft berichtet (Moffitt 1993). Individuelle Unterschiede in der Hirntätigkeit können gewaltrelevante Faktoren wie Temperament und Impulskontrolle (Erregbarkeit), aber auch natürliche kognitive Fähigkeiten wie das Argumentieren beeinflussen. Kinder mit schwierigem Temperament widersetzen sich häufiger und intensiver elterlichen Erziehungsbemühungen und werden von Gleichaltrigen wie auch von Erwachsenen eher abgelehnt. Daher entwickeln sie eher eine feindselige Persönlichkeit und wenden selber „vorsorglich“ Gewalt an. So finden reziproke Interaktionen zwischen Persönlichkeitsmerkmalen (traits) und den Umweltreaktionen statt. Die meisten von ihnen schaffen es nicht, lang andauernde, durch Loyalitäten gekennzeichnete Freundschaften zu unterhalten. Dadurch entgehen ihnen aber auch immer wieder Chancen, konventionelle soziale Fertigkeiten zu erlernen. Im Gegensatz zu den „Spätstartern“, die sich erst im Jugendalter devianten Cliquen anschließen, sind sie eher bereit, auch allein kriminelle Straftaten zu verüben. In anderen Studien wird, mit Blick auf die Differenzierung zwischen lebensspannübergreifender und adoleszenzspezifischer Gewalt, auf niedrige verbale Intelligenz und ungünstige Erziehungsstile hingewiesen, die als familiäre und persönliche Risiken für eine Verfestigung einer Gewaltkarriere fungieren (Roth; Seiffge-Krenke 2005).

### **Lebensweltliche Risiken und Gewaltbelastungen von Kindern und Jugendlichen mit Migrationshintergrund**

Für Kinder und Jugendliche mit Migrationshintergrund liegt potenziell ein höheres Risiko vor, da ihre „Störungen“ aufgrund von Zugangsbarrieren zu Experten, sprachlichen Schwierigkeiten und der Bildung ihrer Eltern seltener von diesen und den Professionellen erkannt werden. Dadurch wird eine frühe Intervention versäumt und stattdessen erfahren die aggressiven Akte vielfach eher eine kulturalistische Deutung, das heißt, dass sie dem „heißblütigen Temperament“ von Südländern beziehungsweise ihrem hohem Aktivierungsniveau zugeschrieben, jedoch nicht als eine (behandlungsbedürftige) Störung der Impulskontrolle betrachtet werden.

Festzuhalten ist jedoch, dass nicht einzelne Risiken, kritische Lebensereignisse oder Belastungen junge Menschen zu Gewalt führen, denn diese können

manchmal durch ein unterstützendes soziales Umfeld oder auch durch persönliche Ressourcen sowie durch Resilienzfaktoren kompensiert werden, sondern eher die Kumulierung von Risiken. In der Studie von Roth und Seiffge-Krenke (2005) war beispielsweise ein sprunghafter Anstieg von kindlicher Delinquenz bis zum Alter von 15 Jahren zu beobachten, wenn in der Vorgeschichte mehr als vier familiäre Belastungen vorlagen. Daher ist eine frühe Intervention, also bevor Risiken kumulieren, entscheidend, sowohl bei Familien mit als auch ohne Migrationshintergrund. Als die Gewalt stabilisierend erwies es sich, wenn auch die supportiven, unterstützenden Fähigkeiten der Eltern nur schwach ausgebildet waren oder ganz fehlten, was die Relevanz von Elternkompetenz und Elterntrainings (insbesondere auch für Familien mit Migrationshintergrund) unterstreicht.

Was aber konkret die Gewaltbelastung von Jugendlichen mit Zuwanderungsgeschichte betrifft, so wird diese in der sozialwissenschaftlichen Diskussion kaum einheitlich bewertet. In einigen Studien weisen diese Jugendlichen höhere Belastungen auf (zum Beispiel Pfeiffer und Wetzels 2000), in anderen Studien, wie beispielsweise unserer eigenen, werden entweder gar keine Unterschiede oder nur leicht erhöhte Werte festgestellt, die sich insbesondere bei der höheren Rate der Gewaltakzeptanz und der beobachteten Elterngewalt zeigen (Uslucan u.a. 2005). Darüber hinaus haben wir beispielsweise bei der Frage der physischen Gewaltausübung im Gegensatz zu den Studien von Pfeiffer und Wetzels (2000) keine bedeutsamen Unterschiede zwischen der türkischen und deutschen Stichprobe finden können, wenn die Schultypzugehörigkeit als Kontrollvariable berücksichtigt wird. Auch die Forschungen von Lösel und Bliesener (2003) belegen entgegen öffentlicher Mutmaßungen keine gravierenden Unterschiede zwischen deutschen und ausländischen Jugendlichen in der generellen Prävalenz von aggressivem Verhalten.

Deutliche Unterschiede treten nur dann zutage, wenn man den Bildungshintergrund der Jugendlichen nicht betrachtet. Dies kann eine Erklärung für die in den Statistiken höher ausgewiesene physische Gewalt rate bei Jugendlichen mit Migrationshintergrund geben. In unseren eigenen Studien zeigte sich, dass Differenzen im Bildungsstatus in Bezug auf Gewalt deutlicher hervortreten als kulturelle beziehungsweise ethnisch bedingte Differenzen. Allerdings ließ sich auch, trotz einer Berücksichtigung des Bildungshintergrundes, eine deutlich höhere Rate an Gewaltakzeptanz beziehungsweise Gewalt

billigenden Ideologien bei türkischen Jugendlichen identifizieren, die mit Männlichkeits- und Ehrvorstellungen einhergehen (*Uslucan* u.a. 2005). Die Funktion gewaltaffiner beziehungsweise Gewalt billigender Einstellungen ist darin zu sehen, dass sie vielfach als Wahrnehmungsfilter dienen, die das eigene Gewalthandeln legitimieren.

Um Stigmatisierungen vorzubeugen, muss jedoch auch unterstrichen werden, dass die überwiegende Mehrzahl der Jugendlichen mit Migrationshintergrund weder mit Gewalt und Devianz noch mit Pathologien auffällig wird. Zugleich ist zu berücksichtigen, dass ein allein auf ethnischen beziehungsweise staatsbürgerlichen Unterschieden basierender Vergleich in der Regel im Sinne einer statistischen Verzerrung zu einer höheren Kriminalitätsbelastung von jugendlichen Migrantinnen und Migranten führt. Diese rekrutieren sich überwiegend aus schlechter gestellten sozialen Schichten, weshalb es hier zu einer Konfundierung, zu einer Überlappung von Ethnie und Schicht kommt (*Tellenbach* 1995). Um beispielsweise die Gewalt deutscher und migrierter Jugendlicher angemessen vergleichen zu können, gilt es, wie oben berichtet, die Migrationsbelastungen, die häufig mit geringeren Bildungschancen für jugendliche Migrantinnen und Migranten einhergehen, mit zu berücksichtigen. Prävalenz und Entwicklung gewalttätigen Verhaltens sind nicht unabhängig vom Bildungshintergrund zu verstehen, wobei der Bildungshintergrund sowohl ein Indikator für kognitive Fähigkeiten und Potenziale sowie für künftige Chancen im Leben ist.

So wurde in der Forschung bereits mehrfach dokumentiert, dass gewalttätige Auseinandersetzungen häufiger in Hauptschulen auftreten und Gymnasien mit diesem Problem deutlich weniger konfrontiert sind (*Babka von Gostomski* 2003). Gleichzeitig ist eine deutlich stärkere Präsenz von jugendlichen Migrantinnen und Migranten in Hauptschulen zu verzeichnen. Für Heranwachsende ist der besuchte Schultyp oft mit erlebter Benachteiligung verbunden und birgt schlechtere Zukunftsperspektiven und Chancen für späteres soziales Prestige, Einkommen, aber auch Selbstverwirklichung. Ferner ist im Auge zu behalten, dass jugendliche Migrantinnen und Migranten im Vergleich zu deutschen Kindern beim Eintritt in die Schule in der Regel schwierigere Voraussetzungen für eine entsprechende schulische und soziale Entwicklung mitbringen. Vielfach haben sie geringere Deutschkenntnisse, die zum Teil auf die eher geringeren Bildungskompetenzen ihrer Eltern und deren Migrationsbelastungen zurückzuführen sind, zum Teil bringen sie aber auch Traumatisierung

gen beziehungsweise traumatische Kriegs- und Gewalterlebnisse aus den Herkunftsländern mit (so etwa aus dem Libanon, Bosnien etc.), die zu einer individuell deutlich höheren Gewalttoleranzschwelle führen. Vielfach fühlen sich jugendliche Migrantinnen und Migranten auf der einen Seite aufgrund ihrer Sozialisation in Deutschland deutlicher mit der Aufnahmegesellschaft verbunden als ihre Eltern, werden aber auf der anderen Seite durch Erfahrungen von Ausgrenzung frustriert (*Merkens* 1997).

Festzuhalten ist also, dass Kinder und Familien mit Migrationshintergrund von den gesellschaftlichen, sozialen und materiellen Risiken und Ambivalenzen der jüngsten Gegenwart noch stärker betroffen sind als einheimische Kinder und Familien. Nicht nur, dass viele Migranten und Migrantinnen die deutsche Gesellschaft nach wie vor als ungeordnet und das soziale Leben als diffus und undurchsichtig erleben (*Uslucan* 2005), sie sind auch von materieller Deprivation und Arbeitslosigkeit deutlich häufiger und stärker betroffen. Auf der psychologischen Ebene ist zudem die Grundanforderung der Wahrung einer Balance zwischen dem Eigenem und dem Fremden für Familien und Kinder mit Migrationshintergrund wesentlich höher als für Einheimische, denn sie stehen einerseits vor der Aufgabe, über die Differenz zum anderen die eigene Identität zu bewahren, sollen sich aber andererseits um Partizipation kümmern und das ursprünglich Fremde übernehmen. Integration nach innen und Öffnung nach außen stellen sich als notwendige, aber teilweise widersprüchliche Anforderungen dar. Diese Belastungen führen zu vermehrtem Stress und hoher Verunsicherung, der insbesondere Kinder und Jugendliche betrifft, denn sie haben in der Adoleszenz neben der allgemeinen Entwicklungsaufgabe eine angemessene Identität und ein kohärentes Selbst zu entwickeln und sich im Unterschied zu ihren deutschen Altersgenossen und -genossinnen auch noch mit der Frage der Zugehörigkeit zu einer Minderheit auseinanderzusetzen und dementsprechend eine „ethnische Identität“ auszubilden.

Aus der Perspektive der Eltern entfällt vielfach die soziale Koedukation beziehungsweise die Gemeinderziehung durch die umgebende Gesellschaft. Dort, wo aber der bestätigende und unterstützende Kontext entfällt, fühlen sich Erzieherpersönlichkeiten eher genötigt, eine gezielte, eigene beziehungsweise an eigenkulturellen Normen und Werten orientierte Erziehung zu praktizieren. So ist die Tendenz zu erkennen, dass beispielsweise türkische Familien in der Aufnahmegesellschaft einen stärker behütenden und kontrollierenden Erziehungsstil als

## Gewalt im Elternhaus von deutschen (D) und türkischen Jugendlichen (T)

Angaben in prozentualer Häufigkeit

Item		nie	selten	manchmal	oft, sehr oft
Meine Mutter hat mir eine runtergehauen.	D	87,0	10,6	1,7	0,6
	T	83,6	13,1	2,3	0,9
Mein Vater hat mir eine runtergehauen.	D	81,9	12,1	5,3	0,8
	T	84,2	7,9	6,4	1,5
Ich habe gesehen, wie ein Elternteil den anderen mit der Hand geschlagen hat.	D	84,8	7,6	5,5	2,1
	T	78,4	10,2	7,4	4,0

Familien in der Türkei entwickeln, weil sie die rasche Akkulturation ihrer Kinder gleichzeitig als eine Entfremdung von ihren herkunftskulturellen Bezügen deuten. Deshalb lässt sich ihr Verhalten auch als eine Reaktion auf eine prinzipiell als gefährdend wahrgenommene Situation verstehen (Nauck; Özel 1986, Nauck 1990). Was beispielsweise die häusliche Gewalt in Migrantenfamilien betrifft, so liegen einige Belege für höhere Raten und höhere Risikolagen in der Partnerschaftsgewalt vor: So hatten beispielsweise Uslucan, Fuhrer und Mayer (2005) in einer Studie mit deutschen und türkischstämmigen Jugendlichen im Alter von 13 bis 16 Jahren gefragt, in welchem Ausmaß sie sowohl Opfer als auch Zeugen elterlicher Gewalt geworden sind. Anhand eines exemplarischen Items werden im Folgenden die deskriptiven Befunde wiedergegeben.

Die Tabelle verdeutlicht zunächst, dass mit über 80 Prozent in beiden Gruppen der eindeutig überwiegende Teil der Jugendlichen weder Opfer mütterlicher noch väterlicher Gewalt geworden ist. Hinsichtlich der mütterlichen Gewalt wird deutlich, dass 10,6 Prozent der deutschen und 13 Prozent der türkischen Jugendlichen selten der Gewalt ihrer Mutter ausgesetzt waren. Fasst man jedoch die Werte zu gelegentlicher und häufigerer Gewaltausübung zusammen, so berichteten 2,3 Prozent der deutschen und 3,2 Prozent der türkischen Jugendlichen von Viktimisierungen seitens ihrer Mütter. Hinsichtlich der väterlichen Gewalterfahrung berichteten rund 6 Prozent der deutschen und 8 Prozent der türkischen Jugendlichen, des Öfteren der Gewalt ihres Vaters ausgesetzt gewesen zu sein.

Auch in einer großen repräsentativen Studie des Familienministeriums wird deutlich, dass die häusliche Gewalt, insbesondere die partnerschaftliche Gewalt, bei Familien mit Zuwanderungsgeschichte höher ist (Schröttle 2007).

**Präventions- und Interventionsmöglichkeiten**  
Abschließend sollen nun mögliche Formen der Prävention und Intervention betrachtet werden, gleich-

wohl diese Interventionen sicherlich nicht allein für jugendliche Migrantinnen und Migranten, sondern generell für alle Kinder und Jugendlichen in Risikolagen gültig sind. Für die Interventionsforschung gilt als ein zentrales Prinzip, dass frühe Interventionen nur dann erfolgreich sind, wenn sie an die Familie beziehungsweise an die familialen Werte und die Verwirklichung dieser Werte in Alltagsroutinen anknüpfen, hierbei also auch spezifische kulturelle Einflussfaktoren berücksichtigen. Mit Blick auf Familien mit Zuwanderungsgeschichte heißt das also, dass Interventionsmaßnahmen und Trainingsprogramme an deren alltagsweltliche Überzeugungen anschlussfähig sein müssen, wenn sie eine Realisierung und Effekte bei den betroffenen Kindern und Familien zeitigen sollen (Guralnick 2008).

▲ Präventionsprogramme, die Gewalt im Kindesalter einzudämmen versuchen, scheinen besonders dann wirksam zu sein, wenn sie bei den Eltern beziehungsweise an deren Erziehungskompetenz ansetzen. So konnte beispielsweise bei aggressiv-verhaltensauffälligen vierjährigen Kindergartenkindern (also einer selektiven Gruppe) mittels eines Elterntrainings und durch Einsatz von Familienhelfern und -helferinnen das auffällige Verhalten substanzial gemindert werden. Die Effekte blieben auch nach einem Jahr stabil (Lehmkuhl u.a. 2002). Im Allgemeinen wird bei jüngeren Kindern von einer kindzentrierten Sicht abgeraten und es werden familienzentrierte Maßnahmen favorisiert. Hingegen erweisen sich Elterntrainings allein beispielsweise dann als wenig wirksam, wenn sich Familien mehrfachen Belastungen und Risiken, so etwa Partnerproblemen, psychischen Auffälligkeiten, sozialer Isolation und sozioökonomischer Benachteiligung ausgesetzt sahen, aber auch dann, wenn sie durch Gewaltbelastung beziehungsweise Gewaltausübung der Eltern gekennzeichnet waren, wie dies manchmal auch bei Familien mit Zuwanderungsgeschichte vorkommt. Unter diesen Bedingungen ist nur mit mäßigen Erfolgen zu rechnen. Hier sind therapeutische, gewaltpräventive sowie konkrete Verbesserungen der Lebenslage von Familien zu avisieren.

▲ Interventionsprogramme gegen jugendliche Gewaltbelastungen scheinen eher erfolgreich zu sein, wenn sie früh beginnen (so beispielsweise in der Altersphase von der dritten bis zur fünften Klasse), sich also das problematische Verhalten noch nicht verfestigt hat und wenn sie im Training so durchgeführt werden, dass riskante (beziehungsweise gefährdete) und nicht riskante Jugendliche in einer Gruppe zusammen sind, also nicht nur eine „Behandlung“ von „Gefährdeten“ erfolgt. Ein „Mix“ von „antisozialen“ und „prosozialen“ Jugendlichen scheint eher hilfreich zu sein (Gollwitzer 2007).

▲ Programme, Interventionen und Präventionen, die sich der Jugendentwicklung beziehungsweise der psychischen Stärkung Jugendlicher verpflichtet fühlen, sollten sich an den sogenannten „Five Cs: competence, confidence, connection, character and caring“ orientieren (Lerner u.a. 2005). Diese sind indirekt auch gewalthemmend beziehungsweise antisoziales Verhalten unterdrückend. Es sollten Kompetenzen gestärkt, Vertrauen geschaffen, soziale Verbindungen gestiftet und Netzwerke hergestellt werden. Jugendliche sollten charakterlich gestärkt werden und es sollte ihnen ein Gefühl von Sorge und Kümern sowohl dafür vermittelt werden, dass sich um Jugendliche gekümmert wird, als auch dafür, dass Jugendliche sich um andere kümmern.

▲ Auch sind jene Programme hilfreich, die Selbstkontrolle beziehungsweise Ärgerkontrolle zum Ziel haben. Es geht dabei darum, in der konkreten Situation die eigene Anspannung, den aufkommenden Ärger, den Auslöser sowie die daran anschließenden negativen und den Ärger bekräftigenden Gedanken zu erkennen, gezielter zu urteilen und schließlich diese Gedanken auch zu ändern. Entspannungsübungen, Atemtechniken und Selbstberuhigungen begleiten diesen Prozess. Denkbar ist der Einsatz solcher Projekte bei Jugendlichen, die in häufige Konflikte aufgrund sogenannter „Ehrverletzungen“, persönlicher Beleidigungen etc. verwickelt sind (Uslucan 2008).

▲ Ferner kann auch eine Stärkung des Rechtsbewusstseins, eine Verdeutlichung der Normen und der Folgen von Gewalt für die eigene Lebensplanung von jugendlichen Migrantinnen und Migranten gewaltpräventiv sein. Diese Vermutung wurde in der Studie von Brüß (2004) empirisch geprüft. Er konnte über verschiedene Gruppen hinweg (türkische Migrantinnen und Migranten, Aussiedler, Aussiedlerinnen und deutsche Jugendliche) konsistent zeigen, dass sich das Vertrauen in das Rechtssystem statistisch signifikant reduzierend auf aggressive,

antisoziale Aktivitäten auswirkt. Dieser Effekt war sogar bei den türkischstämmigen Jugendlichen noch deutlicher ausgeprägt als bei den anderen Probanden. Notwendig scheint es, diesbezügliche Projekte verstärkt in Schulen mit einem hohen Anteil an Migrantinnen und Migranten durchzuführen und hierbei die Eltern einzubeziehen, um auf die strafrechtliche Relevanz von Gewaltdelikten hinzuweisen, die sich aus falsch verstandenen Männlichkeits-, Dominanz- und Ehrvorstellungen ableiten. Dabei lernen Jugendliche, welche rechtlichen (und nicht nur gewaltförmigen) Möglichkeiten sie selbst bei der Durchsetzung ihrer legitimen Interessen haben.

▲ Effektive Gewaltprävention basiert auch darauf, dass im alltäglichen Umgang mit Migrantinnen und Migranten rassistische und vorurteilsbelastete Haltungen und diskriminierende Praktiken vermieden werden sowie diesen aktiv entgegengewirkt wird. Wenn in öffentlichen Diskursen um Migration stets die Assoziationen Ehrenmorde, religiöser Fanatismus und Jugendgewalt und damit verbundene Ängste vor „Überfremdung“ dominieren, werden bestimmte Bilder verfestigt und andere Lebensrealitäten erfolgreicher Migrationsgeschichten ausgeblendet. Wenn bestimmte Personengruppen, so etwa jugendliche Migrantinnen und Migranten, stets die Erfahrung machen, dass sie unerwünscht sind, dann kann das kaum zu einer Veränderung der missbilligten Situation beitragen, weil sie ihrerseits als „Ausgestoßene“ keinen zwingenden Grund sehen, sich zu ändern und die Normen jener anzunehmen, die sie ausgrenzen. Eher wird durch Vorurteile das Risiko der Viktimisierung von abgewerteten Gruppen erhöht, wie beispielsweise Brüß (2004) empirisch gezeigt hat: So konnte er nachweisen, dass eine Befürwortung sozialer Dominanz bei deutschen Jugendlichen zu einem Anstieg an aggressiven, antisozialen Aktivitäten führte. Für die Frage der Gewaltprävention bei Migrantinnen und Migranten heißt das natürlich, dass auch Akteure der Mehrheitsgesellschaft einzubeziehen sind. Auch wenn der Einsatz für ein vorurteilsloses und nicht diskriminierendes Miteinander für die unmittelbare Gewaltprävention gering sein mag, so ist er doch als ein öffentliches Signal bedeutsam und in Institutionen für ein Klima von Respekt prägend, in dem auch latenten Rassismen keine Chance gegeben wird.

▲ Aus der Gesundheitsforschung ist gut dokumentiert, dass es in einigen Fällen einfacher ist, ein neues Verhalten zu initiieren als alte Gewohnheiten mittels Trainings oder anderer Maßnahmen abzulegen. Vor diesem Hintergrund ist zu empfehlen, dass Programme für Jugendliche in riskanten Lebenskon-

texten nicht nur explizit auf die Unterdrückung bisheriger unerwünschter Denk- und Handlungsmuster fokussiert werden, sondern auch den Erwerb neuer Kompetenzen und Strategien (so etwa prosozialer, hilfreicher Verhaltensformen) fördern sollten.

▲ Und zuletzt ist zu empfehlen, die Förderung von Sprach- und Kommunikationskompetenzen junger Menschen mit Zuwanderungsgeschichte auch in Gewaltpräventionsprogramme aufzunehmen: So konnte *Jerusalem* bereits 1992 in seiner Untersuchung mit türkischen Jugendlichen feststellen, dass nicht die Aufenthaltsdauer allein, sondern vielmehr die Sprachkompetenz mit einem höheren Akkulturationsniveau einherging (*Jerusalem* 1992). Höhere Sprachkompetenzen reduzierten interethnische Spannungen, ermöglichten eine differenzierte Selbstdarstellung und erleichterten dadurch die soziale Akzeptanz. In entwicklungspsychologischen Studien gilt der Zusammenhang von fehlenden sprachlichen und kommunikativen Kompetenzen mit höherer Gewaltbelastung als gesichert (*Moffitt* 1993). Festgestellt wurde, dass bei persistent Delinquenten verbale Fähigkeiten beeinträchtigt sind: Mangelnde kommunikative Möglichkeiten beziehungsweise ein mangelndes Ausdrucksrepertoire erweisen sich deshalb als Gewalt begünstigend, weil deeskalierende diskursive Fähigkeiten schwächer ausgebildet sind. Deshalb könnte also auch die Förderung kommunikativer Kompetenzen (Sprachkompetenzen) indirekt Gewalt hemmende Wirkungen entfalten, womit die Klammer von Gewaltprävention und Sensibilität für interkulturelle Lebenslagen geschlossen wird.

## Literatur

**Babka von Gostomski, C.:** Einflussfaktoren inter- und intraethnischen Gewalthandelns bei männlichen deutschen, türkischen und Aussiedler-Jugendlichen. In: Zeitschrift für Soziologie der Erziehung und Sozialisation 4/2003, S. 399-415  
**Brüb, J.:** Zwischen Gewaltbereitschaft und Systemvertrauen. Eine Analyse zu aggressivem antisozialem Verhalten zwischen deutschen, türkischen und Aussiedler-Jugendlichen. München 2004  
**Döpfner, M. u.a.:** Psychische Auffälligkeiten und psychosoziale Kompetenzen von Kindern und Jugendlichen in den neuen und alten Bundesländern – Ergebnisse einer bundesweit repräsentativen Studie. In: Zeitschrift für Klinische Psychologie 1/1998, S. 9-19  
**Gollwitzer, M.:** Ansätze zur Primär- und Sekundärprävention aggressiven Verhaltens bei Kindern und Jugendlichen. In: Gollwitzer u.a. (Hrsg.): Gewaltprävention bei Kindern und Jugendlichen. Göttingen 2007, S. 141-157  
**Gove, W.R.:** The effect of age and gender on deviant behavior: A biopsychosocial perspective. In: Rossi (Hrsg.): Gender and the Life course. New York 1985, S. 115-144  
**Guralnick, M.J.:** International perspectives on early intervention: A search for common ground. In: Journal of Early Intervention 2/2008, S. 90-101

**Jerusalem, M.:** Akkulturationsstreß und psychosoziale Befindlichkeit jugendlicher Ausländer. In: Report Psychologie 2/1992, S. 16-25

**Lehmkuhl U.; Lehmkuhl G.; Döpfner M.:** Gewaltprävention bei Kindern und Jugendlichen. Frühe Verhaltensindikatoren, Verlauf und Interventionsansätze. In: Bundesgesundheitsblatt – Gesundheitsforschung – Gesundheitsschutz 45/2002, S. 984-991

**Lerner, R. M. u.a.:** Positive Youth Development. A View of the Issues. In: Journal of Early Adolescence 25/2005, S. 10-16

**Lösel, F.; Bliesener, Th.:** Aggression und Delinquenz unter Jugendlichen. Untersuchungen von kognitiven und sozialen Bedingungen. Neuwied 2003

**Merkens, H.:** Familiäre Erziehung und Sozialisation türkischer Kinder in Deutschland. In: Merkens, H.; Schmidt, F. (Hrsg.): Sozialisation und Erziehung in ausländischen Familien in Deutschland. Baltmannsweiler 1997, S. 9-100

**Moffitt, T.:** 'Life-Course Persistent' and 'Adolescent-Limited' Antisocial Behaviour: A Developmental Taxonomy. Psychological Review 100/1993, S. 674-701

**Nauck, B.:** Eltern-Kind-Beziehungen bei Deutschen, Türken und Migranten. In: Zeitschrift für Bevölkerungswissenschaft 16/1990, S. 87-120

**Nauck, B.; Özel, S.:** Erziehungsvorstellungen und Sozialisationspraktiken in türkischen Migrantenfamilien. In: Zeitschrift für Sozialisationsforschung und Erziehungssoziologie VI/1986, S. 285-312

**Petermann, F.:** Aggression – Einführung in den Themenschwerpunkt. In: Kindheit und Entwicklung 1-2/2000

**Pfeiffer, C.; Wetzels, P.:** Junge Türken als Täter und Opfer von Gewalt. Kriminologisches Forschungsinstitut Niedersachsen. Forschungsbericht Nr. 81/2000

**Petermann, F.; Scheithauer, H.:** Aggressives und antisoziales Verhalten im Kinder- und Jugendalter. In: Petermann, F.; Kusch, M.; Niebank, K. (Hrsg.): Entwicklungspsychopathologie. Weinheim 1998, S. 243-295

**Piquero, A.R.; Chung, H.L.:** On the Relationships between Gender, Early Onset, and the Seriousness of Offending. In: Journal of Criminal Justice 29/2001, S. 189-206

**Roth, M.; Seiffge-Krenke, I.:** Die Relevanz von familiären Belastungen und aggressivem, antisozialem Verhalten in Kindheit und Jugend für Delinquenz im Erwachsenenalter: Eine Studie an „leichten“ und „schweren“ Jungs in Haftanstalten. In: Seiffge-Krenke, I. (Hrsg.): Aggressionsentwicklung zwischen Normalität und Pathologie. Göttingen 2005, S. 293-315

**Schröttle, M.:** Gesundheit – Gewalt – Migration. Eine Vergleichende Sekundäranalyse zur gesundheitlichen und Gewalt-situation von Frauen mit und ohne Migrationshintergrund in Deutschland. Berlin 2007

**Tellenbach, S.:** Zur Kriminalität der türkischen Jugendlichen in der Bundesrepublik Deutschland. In: Zeitschrift für Türkei-studien 2/1995, S. 221-230

**Uslucan, H.-H.:** Lebensweltliche Verunsicherung türkischer Migranten. In: Psychosozial 28/2005, S. 111-122

**Uslucan, H.-H.:** Gewalt und Gewaltprävention bei Jugendlichen mit Migrationshintergrund. In: Bundesministerium des Inneren (Hrsg.): Texte zur Inneren Sicherheit. Schwerpunkt: Gelingensbedingungen und Grundlagen nachhaltiger Gewaltprävention. Berlin 2008, S. 153-176

**Uslucan, H.-H.; Fuhrer, U.; Mayer, S.:** Erziehung in Zeiten der Verunsicherung. In: Borde, T.; David, M. (Hrsg.): Kinder und Jugendliche mit Migrationshintergrund. Frankfurt am Main 2005, S. 65-88